Form als Form

Autor(en): **Hubeli, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **89 (2002)**

Heft 09: **Kunstwelt Sport = Le sport, un monde artificiel = Sport, a melting pot**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-66448

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Form als Form

Eigentlich unterscheidet sich das Szenario nicht von früheren Landesausstellungen: ein Fun-Park mit helvetischer Sonntagsöffentlichkeit, Modernität, Rustikales, Pavillons am und über dem Wasser, einige kühne Konstruktionen, etwas Staatskunde, etwas Ideologie über Zusammenhalt und Zukunftsglaube, eine konfliktfreie Grundstimmung, die einige Grundsatzfragen über das menschliche Dasein mit erkennbarer Absicht leicht stören.

Der Unterschied zu den vergangenen Landesaustellungen liegt in der Aufforderung an das Schweizervolk, zu fühlen. Die «geistige Offensive» von damals wird durch Wahrnehmen, Empfinden und Sich-Befinden ersetzt. Das emotionale Erlebnisprogramm mit «differenzierter Bildlichkeit» ist auch ideologisch begründet, aber unverdächtiger als früher – in der modernen Manier des Ex-Negativo: «Die Expo 02 ist unpädagogisch». Sie ist es natürlich nicht. Auch die Ausstellungsmacher glaubten nicht an eine frei schwebende Ästhetik und kontrollieren sie mit körperlichen Zwangshandlungen: Schuhe ausziehen! Schutzbrille anziehen! Augen zu! Nase auf! Ohren in Plastikrohre stecken! An die Decke gucken! In echtem Wasser plantschen! Sturmböen aushalten! Auf Gesichtsmasken einschlagen! Sich selbst finden!

Freilich muss man sich wegen blosser Aufdringlichkeit noch nicht nach dem «Landigeist» sehnen. Schliesslich hatte auch er kein Menschenbild mit Kopf. Auch die Expo-Architektur hat nichts mit Nationalstolz zu tun und steht wie das Erlebnisprogramm auf dem emotionalen Fundament globaler Hyperkultur. Die Szenographie prägen augenfällige Allerwelts-Objekte wie schiefe Türmchen auf Plattform, natürlich-künstliche Wolken, ein magischer Würfel à la «Deutschschweizer Architektur der 90er-Jahre», dazu begriffsschwere Sinnbegründungen wie Macht und Freiheit, Augenblick und Ewigkeit, Sein oder Nicht-Sein. Solche Objekte gehören heute zu einer mediatisierten Alltagswelt, in der wir täglich von einer Bilderflut überschwemmt werden. Die Folgen sind zwiespältig. Da die Deutungsarbeit kaum mehr zu leisten ist, lösen sich die Bedeutungen von den Bildern und Zeichen mit dem Nachteil, dass sie sprachlos, fast ausserweltlich nutzlos werden, und dem Vorteil, dass Symbole an Macht verlieren.

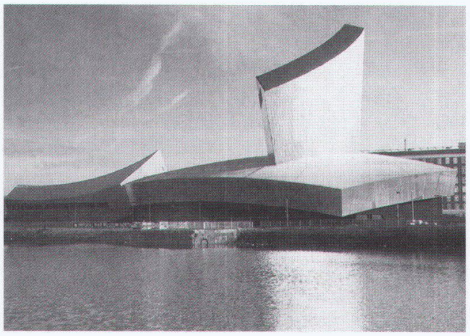
Nun stellt sich die Frage, ob – abgesehen von Zeichen und Bildern im Allgemeinen – architektonische Formen sich tatsächlich verselbstständigen können. Daran hat man zumindest in den 90er-Jahren geglaubt, was zu einem Ausscheidungskampf unter «interessanten Bildern» führte. Sämtliche formalen Spielarten sind inzwischen ausgereizt und in einem globalen Katalog einzigartiger Architekturobjekte gesammelt. Sie folgen einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, was das reale Bauwerk marginalisiert – zugunsten seiner Wirkung als medialer Oberflächenknall. Krisengeschüttelte Städte haben sich davon einen Voodoo-Zauber erhofft. Nur – darüber berichten heute alle Krisenmanager – er wirkt nicht, weder in Bilbao noch in Luzern. Architektur ist heute zwar ein Kulturprodukt wie jedes andere, mit dem spezifischen Unterschied jedoch, dass sich Architektur weder ökonomisch noch zeitlich, noch ikonographisch an der medialen Bilderflut messen kann. So zerstören sich einzigartige Architekturobjekte durch ihre Dauerhaftigkeit und durch Wiederholung von selbst – der Voodoo-Zauber ist eine Medienfalle.

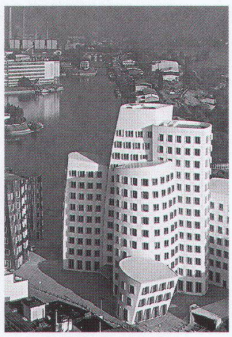
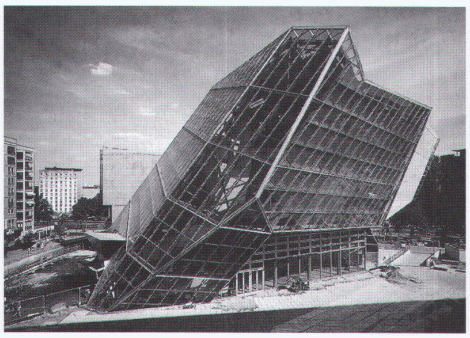
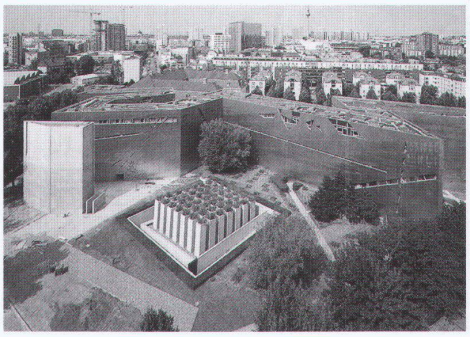
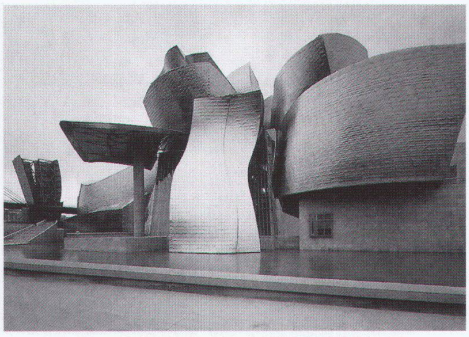
Die Expo-Architekturobjekte repräsentieren eine Bestellung aus dem globalen Architekturkatalog und veranschaulichen ihre Probleme. Wenn sich Formen verselbstständigen, kann man nicht davon ausgehen, dass sie automatisch sprechen. Im Gegenteil. Auch die (beabsichtigte) Wirkung und Lesart verselbstständigen sich, da Differenzen aufgehoben sind – Zeit und Nicht-Zeit, Ort und Raum, Geschichte und Geschichten, Erinnerung und Nostalgie, Bildlichkeit und Soziales – subjektive Gleichgültigkeit geht in objektive Gleichwertigkeit über. Der rostige Würfel im Murtensee dokumentiert im Innern aktuelle Heimatbilder und als «Herzstück» die grösste schweizerische Heldentat aller Zeiten als schwärmerisches Panoramabild von 1894. – Ein verrosteter Mythos? Oder ist die mystische Form wie der Mythos nur Form? Jedenfalls sind Mythos und Entmystifizierung nicht tautologisch: die staatskundliche Merkformel «...in Murten den Mut» ist die Schlacht notorischer Schweizer Säufer, Vergewaltiger und Plünderer, die 1476 in grosser Überzahl 12 000 Burgunder auf der Flucht niedergemetzelt haben. Da ein Mythos und seine Bilder nicht automatisch verständlich oder ironisch sind, ist es auch nicht selbstverständlich, dass die differenzierte Bildlichkeit zur Erziehung zum Unpolitischen führt. Oder doch?

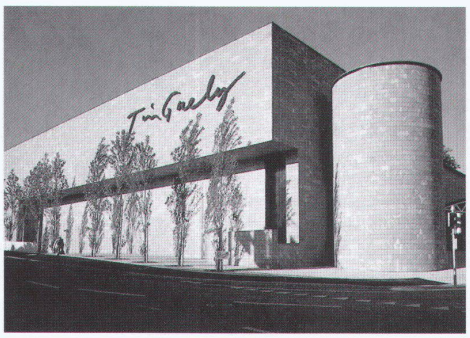
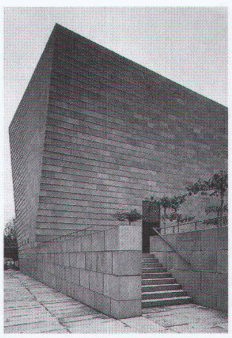
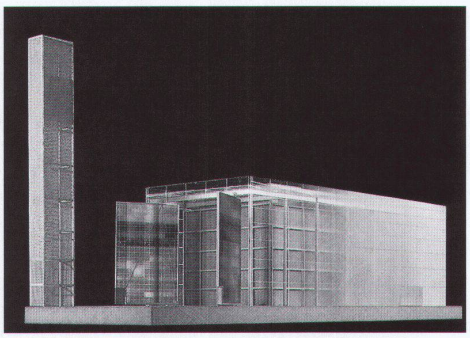
Auch für Bilder braucht es einen Gedanken. Denn fatal an formaler Verselbstständigung ist, dass sie sich selbst beschränkt: Entweder wirkt sie lustig oder bierernst. Selbst der Spezialist für einzigartige Formen, Jacques Herzog, hat Bedenken geäussert. Die Expo spiegle eine schweizerische Kunstmoral, eine Art wohl behütete Kindlichkeit, die – bei Tinguely bis Pipilotti Rist – unreflektiert in Infantilität übergeht. So ist vielleicht auch die Expo-Architektur als Entzifferung der ständigen Rechtfertigungen zu verstehen, wieso es Gelder braucht, für etwas, das man nicht so recht erklären kann, das aber wahrscheinlich, irgendwie oder angeblich interessant sein könnte.

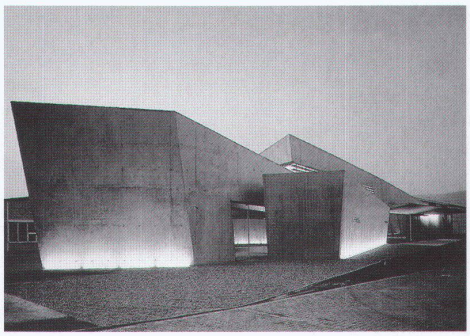
Einfache Bilderwelten müssen freilich niemanden ärgern, solange sie den Stellenwert eines Besuches in Disneyworld beibehalten. Es geht heute ohnehin nicht mehr um die Kritik, Theorie, Moral oder Ökonomie einzigartiger Architekturbilder – sie existieren nicht mehr. Innerhalb der Werbestrategien von Mode- und Erlebnisfabriken werden sie zwar immer wieder auftauchen, aber ebenso schnell verschwinden. Es hat ja auch etwas Beruhigendes, wenn Architektur weder Gefühlsregungen noch Aufmerksamkeit erzwingen kann. Wenn selbst aus kritisch gemeinten Formen ein Freizeitspass wird und man Architekten nicht glauben muss, wie sie ihre Einzigartigkeit begründen.

Wohl nie hatte eine Expo-Architektur eine so geringe Resonanz in Fachkreisen. Noch bedenkenswerter als das Desinteresse sind die Gründe: kein Thema, keine Herausforderung, keine Faszination – die Expo-Objekte sind allenfalls Geschmackssache und selbst für eine Kritik hoffnungslos. Nicht mangels Theorie, sondern mangels dessen, was die Spatzen längst von den Dächern pfeifen: Die Entwicklung der Städte, ihre Modernisierung, neue Ansprüche an die Lebensqualität und an eine posteuropäische Urbanität geben der Architektur einen anderen Stellenwert – ohne Städtebau existiert sie nicht. Auch nicht ohne ihre Repolitisierung und nicht ohne gesellschaftliche Legitimation jenseits von Deregulierung und Brandings. Den Massstab setzen soziale Prozesse. Sie erfordern ein Verständnis von Architektur, das sich an öffentlichen Interessen orientiert, gerade weil diese heterogen und widersprüchlich sind. Architektur wird vermehrt Debatten herausfordern, deren Relevanz sich auf Regionen und konkrete Orte beziehen. Solche notwendigerweise inländische und lokale Debatten sind vermutlich auch die letzte ästhetische Waffe gegen die Dominanz globaler Hyperkulturen und insofern eine Voraussetzung, um einer Landesausstellung – falls man an einer solchen noch festhalten will und kann – einen Sinn zu geben. **Ernst Hubeli**





KUNSTMUSEUM
LIECHTENSTEIN